

# Beiträge

zur

## Belehrung und Unterhaltung.

40<sup>tes</sup> Stück, den 23. Mai 1808.

### Bayonne.

Nicht weit von der spanischen Gränze, im Departement der untern Pyrenäen, eine Meile vom Meere, liegt Bayonne, die Hauptstadt der ehemaligen Provinz Labour in Gascogne. Anmuthig ist die Landschaft, voll kleiner, mit herrlichen Wäldern bedeckter Anhöhen, der Boden reich an mannichfaltigen Erzeugnissen, und es genießt sie ein frohes reges Bolkchen, auf welches die Thätigkeit und Beharrlichkeit seiner Vorfahren, der alten Kantabrier, unvermindert fortgeerbt ist. Man spricht hier, wie in der benachbarten spanischen Provinz Biscaya, eine sehr alte Sprache, die sich von allen andern, in Frankreich und Spanien üblichen, Mundarten auffallend unterscheidet, und von dem Rahmen des Volkes, Basken, baslisch genannt wird. Durch frühe Leibesübungen erlangt der Knabe die Gelenkigkeit und Stärke, wodurch er als Mann sich auszeichnet. Feuer und Leben sprechen aus jeder Bewegung, wenn Jünglinge und Mädchen nach den Tönen des einheimischen Tamburins tanzen, und schönere Gestalten, als diese Mädchen sind, hat selbst nicht Griechenland

feinen Künstlern als Muster dargeboten. Der wehende weiße Schleier, mit losen Schleifen von rothen Bändern nur leicht befestigt, schmiegt sich um die schönen Formen, welche die Leichtigkeit, die ihre kurze Kleidung jeder Bewegung erlaubt, noch vortheilhafter zeigt. Ein alter National-Tanz ist der *Pamperruque*, womit man ausgezeichneten Personen eine Huldigung darbringt, und der von sieben Jünglingen und sechs Mädchen, den angesehensten und schönsten, in phantastischer, glänzender Kleidung getanzet wird.

Bayonne — in der Basken-Sprache ein guter Meerbusen — in frühern Zeiten eine unabhängige Grafschaft, kam 1450, als die Könige von England alle ihre Besitzungen auf dem festen Lande verloren, unter Frankreichs Herrschaft. Die Stadt liegt am Zusammenflusse des *Adour* und der *Nive*, die beide schiffbar sind. Sie besteht aus drei Theilen, der großen Stadt diesseits der *Nive* der kleinen Stadt jenseits, und der Vorstadt *St. Esprit* mit der Citadelle auf dem jenseitigen Ufer des *Adour*. Die große und die kleine Stadt sind durch zwei Brücken verbunden und haben eine alte Mauer, am

R v

welche der berühmte Bauban Festungswerke angelegt hat. Die Einwohnerzahl, die ehemals gegen 20,000 gerechnet wurde, hat seit dem Anfange des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts beträchtlich abgenommen, weil damals Spanien den Häfen Bilbao und St. Sebastian Handelsfreiheit gab, wodurch Bayonne viele Handelshäuser verlor. Der Nachtheil, welcher dem Handelsverkehr dieser Stadt dadurch zuwuchs, wurde indeß vermindert, da 1784 auch Bayonne und das benachbarte St. Jean de Luz zu Freihäfen erklärt wurden. Bayonne ist durch seine glückliche Lage zu einem Handelsplatze bestimmt, und in der Geschichte des Handels und der Schifffahrt nicht unberühmt. Die Bayonner trieben sehr früh den Wallfischfang, und machten andre Nationen aufmerksam darauf. Schon 1605 schickten sie Schiffe nach Grönland und Island. Sie waren die ersten, welche die, jetzt den Engländern so wichtige, Fischerei bei Terre-Neuve (New-Foundland) versuchten und die Zubereitung des Stockfisches erfanden. Sie entdeckten auf ihren Fischereizügen an den Küsten des nördlichen Amerika Kanada, schifften auf dem Lorenzflusse weit hinauf in dieses unermessliche Land, und gründeten hier Niederlassungen. Der Handelsverkehr ist in Friedenszeiten immer lebhaft, theils mit dem Innern des Reichs, theils und vorzüglich mit Spanien, woher man für Waaren, die zur See hierher kommen, Wolle erhält, theils mit andern Gegenden des Auslandes, besonders mit Holland, wohin viel Wein versührt wird. Auf dem Adour und der Nive, die sich hier vereinigen, werden Schiffsbau-Materialien, besonders schöne Masten aus den reichen Wäldern,

welche die Ufer dieser Flüsse beschatten, herabgefloßt.

Bayonne bietet den Schiffen, selbst Freegatten von 40 Kanonen, einen schönen und sichern Hafen, wenn sie erst die Gefahr überstanden haben, die mit dem Einlaufen in die Mündung des Adour verbunden ist. Im sechzehnten Jahrhunderte gab man dem Adour eine neue Mündung, weil er bei seinem Ausflusse in's Meer, drei Meilen höher beim Cap Breton, durch gefährliche Sandbänke gesperrt war. Ein geschickter Ingenieur zwang den Fluß durch einen Damm, seine jetzige Richtung zu nehmen, und sich ein tiefes Bett zu bahnen, das ihn auf einem kürzern Wege in's Meer führet, als das alte, welches jetzt fast ganz verstopft ist. Aber auch vor diese neue Mündung legte sich bald wieder eine Sandbank, die das Fahrwasser einengte, und es entstehen, bald näher bald weiter von dem Ausflusse, so gefährliche Untiefen, daß kein Schiff ohne die Hülfe bestellter Lotsen ein- und auszulaufen wagen darf. — Bekannt ist es, daß die Bayonner von Bayonne, wo sie erfunden wurden, ihren Namen führen.

#### Ueber den Kanalbau in Holland.

Holland, die einzelne unter diesem Namen bekannte Provinz, erweckt in dem Reisenden ein Gefühl von Ueberraschung und Bewunderung, das ihn zwingt, Beobachter zu werden. Dieses Land, einst vom Meere bedeckt, ist eine unermessliche Ebene, die von kleinen Hügeln oder Dünen durchschnitten ist, welche noch die Spuren des zurückgetretenen Meeres zeigen, und ihre Richtung von Abend nach Morgen haben. Der Boden ist

eine feuchte Niederung, aber das fleißige Volk wußte ihn durch Austrocknung fruchtbar zu machen. Die Mittel, wodurch dieß gelang, sind die Kanäle, welche diese Provinz durchschneiden und zur Sammlung des Wassers dienen.

Es gibt zwei Arten solcher Kanäle; die Einen sind zwölf bis zwanzig Fuß tiefe, mehr oder minder breite Gräben, die Andern aber, durch Einfassungen von angehäuften Erdreich gebildet, sind dem Boden gleich, und jene Seitenwände mehr oder weniger breit, mehr oder minder dick, wenn auf denselben Wege oder Straßendämme angelegt werden sollen. Kanäle von der erstern Art anzulegen, hat keine Schwierigkeit. Man sieht nur darauf, sie in der geradesten Linie zu ziehen, sie durch Rinnen zu speisen, und die Uferwände gegen die Zerstörungen des Wassers zu sichern. Um das Ufer zu erhalten, werden in kurzen Entfernungen Pfähle eingerammt, welche dazu dienen, die Faschinen oder Eichenbreter zu befestigen, die das Herabfallen des Erdreichs verhindern, und den Rasen zu stützen, der dasselbe verbindet. Diese Arbeiten fordern weder große Geschicklichkeit, noch beständige Aufsicht, und durch gehörige Vorsorge wird leicht jeder Zerörung vorgebeugt. Seit der langen Zeit, wo diese Kanäle bestehen, hat sich in dem Bette derselben eine sehr feine Erde gebildet, die das Wasser nicht einsaugt.

Ganz anders ist es mit den hochliegenden Kanälen. Sie erfordern unermessliche Arbeiten und sehr lange Zeit zu ihrer Vollendung. Die ersten Versuche führten, weil sie mangelhaft waren, zur Aufgebung der ersten Entwürfe, und seit mehreren Jahren hat man gewisse Vorsichtsmaßregeln beobachtet, und

in dem Baue dieser Werke eine Gleichförmigkeit eingeführt, wodurch diese Arbeiten dauernder und vollkommener werden. Die Verschiedenheit des Bodens machte die ersten Schwierigkeiten. Man mußte demselben, da er gewöhnlich sandig ist, Festigkeit geben, und ihn dem Wasser undurchdringlich machen. Dazu gab's zwei Mittel, die man beide brauchte. Man suchte Schichten von Thonerde, die man oft in geringer Tiefe antrifft, und der Zufall ließ dem fleißigen Holländer, als er Erde für die Einfassung der Kanäle grub, solchen Thon finden, den er mit Sande vermischte. Als die ersten Kanäle vollendet waren, konnten sie zur Fortschaffung der Thonerde dienen, die man in der Nachbarschaft für neue Anlagen brauchte, und so half eine überwundene Schwierigkeit die andere überwinden. Wo die Beschaffenheit der Thonerde nicht tauglich war, mußte man ein anderes Mittel ergreifen, man mußte sich vulkanische Produkte verschaffen, welche man erst zu Staub machte und dann mit einer mehr bindenden Erde vermengte, um eine Art künstlicher Puzzolane hervorzubringen, welche die, zu Arbeiten dieser Art so geschickte, Thonerde ersetzen konnte. An den Ufern des Rheins boten sich diese Hülfsmittel dar, in der ungeheuern Menge von Laven, Basalten und Bimssteinen, die man in der Gegend von Bonn findet, und deren leichte Herbeischaffung dieß Bedürfnis wohlfeil machte.

Nach der Vollendung der Arbeit war eine neue Schwierigkeit zu überwinden. Wie sollte man die Kanäle speisen? Bei der hohen Lage derselben war es nicht möglich, durch Rinnen ihnen Wasser zuzuführen. Es

mußte ein anderes Mittel erfunden werden, und der Holländer, thätig und beharrlich in seinen Unternehmungen, zeigte, was der menschliche Geist vermag, wenn er einen gewissen Grad von Ausbildung erlangt hat, und durch Bedürfnis gespornt wird. Man fiel auf den Gedanken, die Windmühlen zu jenem Zwecke zu gebrauchen. Es bedurfte nur einer leichten Veränderung in dem Mechanismus dieser Mühlen; an die Axe werden große Schöpfräder befestigt, und von den Flügeln in Bewegung gesetzt, wodurch das Wasser aus einem, neben dem Kanale angebrachten, Behälter gehoben und unaufhörlich in jenen gegossen wird. So werden die Kanäle unterhalten, der Austrocknung derselben wird vorgebeugt, und der, durch die Ausdünstung und das Durchsickern immer hervorgebrachte, Abgang ersetzt.

Diese ersten Versuche leiteten zu andern Unternehmungen. Es war nicht genug, das Land mit Kanälen zu durchschneiden, man mußte auch leichte Verbindungen zwischen denselben eröffnen, und dafür sorgen, daß die Fahrt aus dem einen in den andern bei der Fortschaffung der Lebensmittel und Waaren keine Zögerung machte. Die verschiedene Wasserhöhe brachte eine Schwierigkeit hervor, die nur durch Anlegung von Schleusen gehoben wurde. Diese Werke sind durch eine Dauerhaftigkeit ausgezeichnet, die jeder Zerstörung zu trocken scheint. Besonders bewundert man in der Schleuse, die man bei der Vereinigung der Zuidersee mit der Harlemersee sieht, den geschickten Plan ihres Urhebers. Die ungeheure Wassermasse, die bei der Flut auf dieses Meisterstück der Kunst brückt, hat noch keine solche Wirkung her-

vorgebracht, daß man fürchten könnte, einen Theil der Gegend, welche dieses große Becken umgibt, überschwemmt zu sehen. Zwei große Vortheile also verdankt Holland seinen Kanälen, sie haben die versumpften Niederungen ausgetrocknet, und erleichtern die Fortschaffung einer großen Menge von Gegenständen, die man ohne bedeutenden Kostenaufwand von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf bringt.

Als die Holländer ihre Kanäle vollendet hatten, unternahmen sie ein anderes, ihrer würdiges, Werk zur Bezwingung des Elements, das sie umgibt. Sie haben das Meer gleichsam überwältigt, indem sie zwischen ihrem Gebiete und seiner Herrschaft Dämme errichteten, die stark genug sind, dem Drange der Wogen zu widerstehen und dem Streben des Meeres, den Boden wieder zu erobern, den die Bewohner durch mühsamen Fleiß, durch Geduld und Verstand gewonnen haben. Hier hatte ihnen die Natur keine Hilfsmittel gegeben. An den Küsten des Baltischen Meeres, auf den Felsen Schwedens mußten sie die Bedürfnisse zu diesem Baue holen. In den nordischen Ländern suchten sie das Holz zu Pfählen, und mit den Trümmern von jenen Felsen, die sie als Ballast in ihre Schiffe luden, erbauten sie nach und nach die mächtigen Dämme, welche die stete Gewalt der Meereswellen noch nicht zerstören konnte. Die Bauart derselben ist so einfach, als auf Dauer berechnet. Es werden Grundpfähle eingerammt in so engen Zwischenräumen, daß die Felsenblöcke leicht können eingefügt werden, und eine zu fest verbundene Brustwehr bilden, um sich von

der ganzen Masse losreißen zu können. \*) Die Flut, und die großen Naturereignisse, die oft das Meer plötzlich anschwellen, haben die Holländer gezwungen, durch dieses Mittel einen Boden zu beschützen, der mit so viel rühmlicher Anstrengung gewonnen wurde. Zeeland, die Küsten von Holland, von Friesland, sind mit solchen unzerstörbaren Wällen umgeben. Eine Kette von mehr als hundert Meilen gibt Zeugniß für diesen Fortschritt der Betriebsamkeit und ein Beispiel von dem, was Menschen vermögen, wenn Liebe zur Unabhängigkeit sie beseelt, und rühmlicher Wettstreit, durch Arbeit und Geduld Reichthümer zu sammeln.

#### Ueber die Raute.

Aus einem Briefe über den sächsischen Rautenfranz.

— — Die Raute war ihres medizinischen Nutzens wegen schon bei den Griechen und Römern sehr geachtet. Dioskorides und Plinius geben uns ein langes Verzeichniß der Schäden und Krankheiten, gegen die sie gebraucht wurde. Unter andern loben sie ihre Kraft, die Augen zu stärken; deswegen pflegten sie auch, wie Plinius erzählt, <sup>1)</sup> die Maler und Steinschneider häufig zu genießen. Doch noch berühmter war die Raute als eines der wirksamsten Gegengifte. Man wußte davon sehr viel zu erzählen. So sollen die Einwohner der Stadt Heraklea in Pontus die Raute gebraucht haben, um sich gegen die Giftränke zu verwahren, womit

ihr Beherrscher Clearch alle, die ihm nicht gefielen, aus dem Wege räumte. Da sie vor seinen Nachstellungen keinen Tag sicher waren, so giengen sie nie aus, ohne vorher Raute gegessen zu haben, und der Schierling ihres Tyrannen blieb ohne Wirkung. <sup>2)</sup> So soll auch der König Mithridates, der sich so gut auf Gegengifte verstand, unter den Schriften, die seine Arcana enthielten, ein eigenhändiges Rezept zu einem Präservativ hinterlassen haben, das aus Rautenblättern mit ein wenig Salz und ein Paar trocknen Feigen und wälschen Nüssen bestand. Wer dieses Mittel früh nüchtern zu sich nahm, war, nach des Königs Versicherung, auf den ganzen Tag vor aller Vergiftung verwahrt. <sup>3)</sup> Wirklich machte noch zu Plinius Zeiten wilde Raute einen Hauptbestandtheil der, vom Mithridates zuerst erfundenen oder versuchten, Arzneien aus, die gegen jede Art von Giften schützen sollten; <sup>4)</sup> auch heilte man noch damals mit der wilden und der Gartenraute Bienen-, Spinnen- und Wespenstiche, und brauchten beide, wenn man von Skorpionen oder Schlangen war gestochen worden. Der Glaube an die Kraft der Raute war so groß, daß man behauptete, wer sich mit ihrem Saft bestrich oder sie auch nur bei sich trüge, wäre vor allen giftigen Thieren, besonders vor Schlangen vollkommen gesichert. Man führte zum Beweise dafür an, daß selbst Thiere die Raute als Präservativ gebrauchten und erzählte sowohl von den Landschildkröten als Wieseln, daß sie vor ihren Kämpfen mit den

\*) Vor mehrern Jahren wurden die Pfähle von Würmern angefressen, und den Dämmen drohte eine gefährliche Zerstörung. Man stellte sie ohne Pfähle wieder her, indem man ihnen die Form einer Brustwehr mit breiter Basis gab, die einen Winkel von 40 Grad bildete.

Schlangen von jener Pflanze zu fressen pflanzten.<sup>5)</sup> Kurz, man sah in der Raute eine Art von schützenden Talisman und mancher mochte in der angeblichen Antipathie der Schlangen gegen diese Pflanze etwas sehr Wunderbares und Geheimnißvolles finden, wenn es gleich wahrscheinlich schon damals die Physiker aus dem natürlichen Grunde zu erklären suchten, daß die Schlangen den Geruch der Raute nicht vertragen könnten.<sup>6)</sup>

Dieses Zutrauen nun, das die Aerzte und das Volk im römischen Reiche zu den Heilkräften der Raute gefaßt hatten, erhielt sich auch nach der Zersörung des Reichs im Mittelalter. Die Araber, die zu dieser Zeit die besten Kenntnisse von der Heilkunde hatten, empfehlen sie als Arznei gegen die nämlichen Uebel, wo sie die Alten verordnet hatten,<sup>7)</sup> und die christlichen Aerzte, die sich wieder nach den Arabern bildeten, stimmten mit ihnen in das Lob der Raute ein. In schönen lateinischen Knittelversen ist es in der Diätetik zu lesen, die im eilften Jahrhunderte die Lehrer der berühmten medicinischen Schule zu Salerno im Königreiche Neapel bekannt machten.<sup>8)</sup> Auch in Deutschland blieb die Raute nicht unbekannt. Schon Karl der Große führt sie mit unter den Pflanzen auf, die er in den Gärten seiner Landgüter anzubauen verordnete.<sup>9)</sup> Auch der Abt von Reichenau, Walafried Strabus, der bald nachher die Pflanzen, die er in seinem Garten baute, in einem lateinischen Gedichte<sup>10)</sup> besang, vergift nicht, die Raute und ihre Heilkräft zu rühmen; ja ich könnte Ihnen sogar das Zeugniß einer deutschen Dame dieses Zeitalters anführen, wenn es nur ganz sicher wäre, ob die Aebtissinn zu St. Rupert

bei Bingen, die heilige Hildegard<sup>11)</sup> das Arzneibuch, das ihren Namen trägt und wo der Raute ein eignes Kapitel gewidmet ist, wirklich geschrieben hat. So viel ist indessen auffer Zweifel, daß die Raute im zwölften Jahrhundert, wo sie in das sächsische Wapen gekommen seyn soll, auch in Deutschland als eine der nützlichsten und edelsten Arzneipflanzen geachtet wurde. — — —

- 1) Hist. nat. l. 20. c. 13. Man aß sie mit Brod oder Gartenkresse. Auch Ovid nennt die Raute: *Acuentes lumina rutae*. Remed. am. v. 801.
- 2) Athenaei Deipnosoph. l. 5. c. 29. womit zu vergleichen: Antigoni Caryst. hist. mirab. c. 131.
- 3) Plinius (hist. nat. l. 23. c. 8.) Galen Serenus Samonicus und unter den Schriftstellern des Mittelalters der Verfasser des, unter dem Namen des Aemilius Macer geschriebenen, Gedichts: *De viribus herbarum*.
- 4) Einige jener Arzneien wurden nach dem Könige benannt, und wir finden Recepte zu solchen Mithridaten bey'm Celsus, Galen und Scribonius Largus, worunter freilich nur eins der Raute gedenkt. Doch erhellt aus dem Plinius (hist. nat. l. 20. c. 13.) deutlich, daß zu seiner Zeit zu dergleichen antidotis gewöhnlich Raute genommen wurde.
- 5) Aelianis hist. animal. l. 6. c. 12. u. l. 4. c. 14.
- 6) Wie es Albert der Große (de animal. l. 8. tr. 2. c. 2.) im dreizehnten Jahrhundert erklärte, wo man auch, nach seinem Bericht, in den Gärten bei der Salbei, die die Schlangen lieben sollen, Raute zu pflanzen pflanzte, um sie von dieser Pflanze abzuhalten.

- 7) S. B. Avicenna und Serapian der jüngere; doch mehr die wilde als die Gartenraute.  
 8) Schola Salernitana c. 61. Nobilis et ruta, quia lumina reddit acuta etc.  
 9) Capitulare de villis imperatoris. c. 70.  
 10) Strabi Hortulus.  
 11) Sie starb 1180, also gerade in dem Jahre, wo Bernhard mit dem Herzogthum Sachsen beliehen wurde. E. H. Semier.

### Historische Miscellen.

Ludwig XV. hatte in seinen frühern Jugendjahren die Unart, seinen Hofleuten die Manschetten zu zerreißen. Man war verlegen, wie man ihm dieß abgewöhnen könne. Maurepas schlug sich ins Mittel. Er erscheint vor dem Könige mit den feinsten Spitzenmanschetten; dieser geht auf ihn zu, und übt sein verderbliches Handwerk an der einen; kaltblütig zerreißt Maurepas die andre, wobei er zu dem Könige spricht: das hat mir kein Vergnügen gemacht. Der König fühlte sich beschämt, erröthete und zerriß von dem Augenblicke an nie eine Manschette mehr.

Derfelbe König fühlte sich einst von der Idee belebt, den Geist seiner Nation umzu-

ilden, und besprach sich über die Mittel zur Vollführung dieses großen Zweckes mit seinem Minister Bertin. Dieser kleinherzige Mann erbat sich mit feierlichem Ernst eine kurze Zeit, um darüber nachzusinnen, und brachte endlich, als Erfolg seiner Selbstberathung, hervor: es wäre zu wünschen, daß die Nation von dem Geiste besetzt würde, der in Sina herrscht. Diesem herrlichen Gedanken — setzt Chamfort, von dem wir diesen Zug entlehnten, hinzu — verdankt das Publikum jene Sammlung, die unter dem Titel erschien: Geschichte von Sina, oder Jahrbücher der Sineser.

B — i.

### Anekdote.

Heinrich IV. bemerkte einst auf der Fähr zu Neuilly einen Bauer, welcher weißes Haar und einen schwarzen Bart trug. Er fragte ihn um die Ursache dieses Farbenunterschiedes. Dieser Unterschied, versetzte der Bauer ganz unbefangen, kommt daher, weil meine Haare 20 Jahre älter sind, als mein Bart. Der Einfall belustigte Heinrich so sehr, daß er ihn öfters nachzuerzählen pflegte.

B — i.

### Notizen.

Die Insel Madeira führt jährlich 20,000 Visten oder 40,000 Oxhoft ihres trefflichen Weins aus, die größtentheils von den Engländern gekauft werden, die schon lange den Handel der Insel fast ganz in Händen hatten. Man baut den Wein an den Abhängen der Gebirge. Die Weinberge sind mit Hecken von wilden Rosen und Myrthen, aus welchen Citronen, Orangen und

Granatbäume emporsteigen, begrängt. Ueber den Weinbergen werden gewöhnlich Kastaniensplantungen angelegt. Die Madeiratrauben sind größtentheils weiß und geben einen Wein von ähnlicher Farbe, aber man vermischt denselben mit dem dunkleren Tintowein, der ebenfalls auf der Insel wächst. Auf diese Art erhält man den hochfarbigen Madeira (den sogenannten trocknen

Madera (Dry-Madera) von welchem, wenn er noch jung ist, die Tonne gewöhnlich für 192 Thaler verkauft wird. Nachher werden für jedes Jahr seines Alters 10 Gulden über jenen Preis gezahlt. Eine Art weit süßerer Trauben, die von Sandia stammen, geben den berühmten Madera-Malvasier, von welchem die Tonne 360 Thaler kostet. Man gewinnt jährlich nur 500 Tonnen. Der Ertrag der Weinberge wird in zehn Theile getheilt; einen erhält der König, einen die Geistlichkeit, vier der Grundbesitzer, und eben so viel der Landbauer. Die eine Hälfte der Weine wird von den Einwohnern verzehrt, die andre geht nach Westindien, nach Nordamerika, aber vorzüglich nach England. Sie veredein sich, wenn sie die Linie passirt sind, daher nehmen die Engländer sie häufig mit nach Ostindien, ehe sie dieselben nach England bringen.

Vor elf Jahren ward in England ein zwölfjähriges Mädchen von einem tollen Hunde gebissen. Ein Jahr nachher bekam sie zweimal binnen 24 Stunden Anfälle von der Wuth, wovon jeder eine Stunde dauerte. So oft sie einen Hund oder eine Katze sah, kam der Anfall wieder. Drei Menschen mußten sie in diesen Augenblicken halten. Die Kranke hatte nicht einen solchen Abscheu gegen Flüssigkeiten, als es in diesen Fällen gewöhnlich ist. Schon verzweifelte man an der Unglücklichen, als ein Reisender rieth, ihr täglich dreimal von der, auch im südlichen Europa und in der Schweiz sich findenden, Amerikanischen Scharlachbeere (*hyptolacca decandra*), so viel als auf einer Messerklinge liegen kann, gepulvert in ein roquille von warmer Milch zu geben. Nach zwei bis drei Tagen fühlte die Kranke Er-

leichterung und bei fortgesetztem Gebrauche des Mittels genas sie völlig.

Ein Engländer, Walker, hat eine Maschine, Phantasmascopie genannt, erfunden, die zu optischen Seltsamigkeiten bestimmt ist. Sie zeigt eine Pforte, aus welcher eine Erscheinung hervorgeht, die in der Größe wird, während sie dem Beschauer sich nähert. Diese Gestalt hat allen Farbeureis eines schönen Gemäldes, und die Farben sind so glänzend, daß man das Zimmer nicht zu verdunkeln braucht. Walker hat sich seiner Maschine schon bedient, die Phasen des Mondes, die vornehmsten Planeten und andere Himmels-Erscheinungen vorzustellen.

Von Smyrna aus geht jetzt eine Handelsstraße nach Ostreich. Die aus Aegypten, Arabien und mehreren asiatischen Ländern kommenden Waaren gehen von Smyrna durch Natolien, werden alsdann auf das Meer von Marzora eingeschifft, und weiter über Adrianopel durch die europäische Türkei nach Wien und von da nach andern östreichischen Staaten geschafft. — Schon jetzt sind von Wien große Ladungen von Baumwolle über Augsburg nach dem Innern von Frankreich abgegangen. So könnte, bei der fortwährenden Seesperre, auf der alten Handelsstraße durch das südliche Deutschland wieder ein lebhafter Verkehr werden, der an das Leben erinnerte, das vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien hier war.

Zu Cullibackey in Ireland starb vor einiger Zeit eine Frau, 126 Jahre alt.